



## Vom Wohnen und Leben

Barbara

### Der betagte Mensch in der modernen Gesellschaft

Unter diesem Titel standen zwei Tagungen, die vom Schweizerischen Verband für Wohnungswesen im Herbst 1968 in Zürich und Bern durchgeführt wurden. Dabei kam vorerst die Situation des alten Menschen im allgemeinen sowie die Frage seiner Unterbringung im besonderen zur Sprache. Bezirksrichter Dr. J. Roth, Zürich, der seit vielen Jahren aktiv in der Stiftung für das Alter tätig und deshalb ein Experte für Altersprobleme ist, hielt den ersten Vortrag. Er begann ihn folgendermassen:

«Die Frage, ob der betagte Mensch in der Gesellschaft von heute überhaupt noch einen Platz habe, stellt sich uns allem sozialen Fortschritt zum Trotz immer wieder neu. Es ist noch nicht lange her, dass in Zürich der «Fall» Anna Huber, das Schicksal einer verlassenen alten Frau, die monatelang tot in ihrer Wohnung lag, ein unbarmherziges, grellles Licht auf eines der brennendsten Probleme im Leben unserer Betagten geworfen hat. Der Mensch, und besonders der alte Mensch, braucht finanzielle Mittel, um seinen Lebensunterhalt zu bestreiten, er braucht ein Dach über dem Kopf. Aber um ein Glied der Gemeinschaft zu sein, braucht er mehr: den Mitmenschen, den Kontakt, den Partner, der ihn als solchen anerkennt und ihn nicht ablehnt.»

Das ist völlig richtig. Allerdings bin ich nicht damit einverstanden, dass man die «Fälle» von Verstorbenen, die längere Zeit nicht aufgefunden werden, derart hochspielt, dass sie Schlagzeilen in der Presse machen. Es kann jedem, der allein in einer Wohnung lebt, widerfahren, dass er im Schlaf vom Tod ereilt wird, ohne dass dies gleich entdeckt wird. Wenn meine Angehörigen verreist sind und ich einem Herzschlag erliege, werden sie dies voraussichtlich auch erst nach ihrer Rückkehr entdecken, es sei denn, es lägen sonderbare Umstände vor,

die den Nachbarn auffallen, so dass sie die Verwandten oder die Polizei mobilisieren. In Bern starb in einem Hochhaus eine alte Frau, und es dauerte ebenfalls eine Weile, bis man es merkte. Der Hauswart sah, dass sie mit ihrem Sohn wegging, aber er sah nicht, dass sie bald darauf zurückkehrte. Er war der Meinung, sie sei bei ihrem Sohn geblieben, und erst als dieser anrief und sagte, seine Mutter nehme das Telephon nicht ab, schaute er nach.

Neuerstellte Hochhäuser und riesige Wohnblöcke, in denen niemand den andern kennt, sind für alleinstehende alte Menschen ungünstig, weil sich niemand um den andern kümmert, was zwar ein Nachteil, aber auch ein Vorteil sein kann. In solchen erwähnten Fällen, die jedoch sehr, sehr selten sind, ist es ein Nachteil. Man versucht, den Nachteil durch Telefonketten auszugleichen. Tagtäglich um die gleiche Stunde telefoniert jemand an, um sich zu vergewissern, wie es dem Betagten geht. Antwortet er nicht, so kommt die betreffende Person vorbei oder avisiert jemanden, wie vereinbart, der sich der Sache annimmt. Das scheint mir eine sehr gute Idee zu sein. Um sie verwirklichen zu können, muss ein Telefon vorhanden sein und muss sich der alleinstehende Betagte beim Verein für das Alter oder der Gemeindehelferin anmelden. Irgendwer muss darum besorgt sein, dass es klappt. Manchmal, wenn jemand unbemerkt stirbt, handelt es sich dabei um eine unglückselige Verkettung von Zufällen, für die man niemanden verantwortlich machen kann, wie zum Beispiel bei dem erwähnten Hauswart. In Dörfern und in Stadtquartieren mit einer stabilen Bevölkerung passiert es kaum, dass jemand unbemerkt stirbt, nicht weil man ein liebvolles Gemüt hat, sondern weil es sofort auffällt, wenn jemand nicht, wie gewohnt, die Fensterläden öffnet oder sein Brot beim Bäcker holt, ohne sich vorher abgemeldet zu haben. In einem Supermarkt wird natürlich kein Kunde vermisst, so wenig wie in einem Hochhaus beachtet wird, ob jemand die Fensterstoren aufzieht oder nicht. Man darf dies nicht mit Herzlosigkeit in Zusammenhang bringen; denn wie kann ich meines Bruders Hüter sein, wenn ich von seiner Existenz keine Kenntnis habe?

Der Bezirksrichter fuhr fort: «Tatsache ist, dass die Betagten bei uns einen schweren Stand haben, jedenfalls diejenigen, die nicht über wirtschaftliche Reichtümer verfügen. Wir Schweizer sind bekanntlich gern versucht, unseren Nächsten nach dem Umfang der Brieftasche einzuschätzen. Wer alt ist, kein Geld hat und keines mehr verdient, ist nicht mehr interessant. Er wird zum „Grossbappeli“ oder zum „alten Chlaus“. Viele ignorieren ihn oder lassen ihn eine wohlwollende Verachtung spüren, die ihn zur Verzweiflung bringen kann.» Ich weiss nicht recht, wie wir Schweizer dazu gekommen

sind, uns immer auf die Brust zu schlagen und uns des fürchterlichsten Materialismus zu bezichtigen. Andere Völker sind nicht für ein Füfi besser. Wer in der Weltgeschichte bewandert ist, weiss, dass die Menschen immer hinter irdischen Gütern einherjagten und um das goldene Kalb herumtanzten, die einen mehr, andere weniger. Keine Zeit hat so viel für die Betagten aufgewendet wie die unsrige. Infolge der Hochkonjunktur sind wir dazu in der Lage. Wir haben die Alters- und Hinterbliebenenversicherung noch und noch ausgebaut und verbessert. Dass sie ein Segen ist, brauche ich wohl kaum zu betonen.

Ich kenne eine Menge alter Menschen, die, solange sie sich guter Gesundheit erfreuen, zufrieden und vergnügt sind, ohne reich zu sein. Sie haben genug zu leben, und ihre Ansprüche sind bescheiden. Für Kinder müssen sie nicht mehr sorgen. Kinkerlitzchen und Autos begehrten sie nicht mehr. Das Interesse an modischer Kleidung hat abgenommen, was ganz normal ist. Oppedie muss man ihnen sogar aufsitzten und sie auffordern, sich eine neue «Ruschtig» anzuschaffen. Allzu uninteressiert am Aeusseren darf man nicht sein, sonst fällt man in unserer Gesellschaft aus dem Rahmen, speziell in den Städten, wo man nach der äusseren Aufmachung eingeschätzt wird. Je älter man wird, um so mehr muss man sich waschen, die Wäsche wechseln und sich darum kümmern, dass man anständig angezogen ist. Meistens wird man mit zunehmendem Alter nicht attraktiver. Das war schon immer so. Ich mag junge Leute mit fettigen, langen Haaren, die schlecht riechen, ebenso wie «schmöckern» wie alte, die sich nicht waschen und das bewusste «Altersgerüchli» haben. Es ist «gruusig». Reinlichkeit ist keine Geldfrage, sondern eine Frage der Disziplin und der Einsicht, dass man sich im Alter nicht gehen lassen soll. Mein Vater wusch sich bis ins hohe Alter jeden Tag von Kopf bis zu den Füssen. Er war ein adretter, sauberer alter Mann, der überall gerne gesehen und freundlich behandelt wurde, obwohl er mit irdischen Gütern nicht gesegnet war. Ich hatte beim Wechseln der Wäsche keine Mühe mit ihm, während ich öfters von bekannten Frauen gehört habe, dass betagte Eltern, die sie bei sich aufgenommen hatten, die schmutzige Wäsche versteckten und sich weigerten, zu baden oder sich waschen zu lassen. Ihnen muss man aufhocken, damit sie nicht der Altersverwahrlosung anheimfallen. Das muss auch einmal gesagt sein. Meine Tochter und eine meiner Freundinnen, die frühmorgens mit dem Autobus zur Arbeit fahren, haben mir erzählt, es sei einfach fürchterlich, wie es darin stinke, und zwar seien junge und ältere Menschen zum Teil offenbar nicht gewaschen. Wenn sie sich mit zwanzig nicht waschen, wie kommt es dann heraus, wenn sie siebzig sind?

Zum «Grossbappeli» und «alten Chlaus»: Am meisten neigen junge Menschen, die meinen, sie hätten das Pulver erfunden, und die körperlich viel kräftiger sind als Betagte, dazu, mit den Ausdrücken aufzuwarten; aber anständige, vernünftige Leute tun das nicht, und die vernünftigen, anständigen sind in der Mehrheit. Von ihnen spricht man weniger, weil sie sich unauffällig benehmen. Ich würde schon in meinem eigenen Interesse niemals dulden, dass man sich in meiner Gegenwart über alte Menschen, die ein rechtes Leben gelebt haben, abfällig äussert, auch dann nicht, wenn sie mir zeitweise den letzten Nerv ausreissen. Jüngere Jahrgänge reissen mir per Zufall auch ab und zu den Ersatznerv aus, und es geht nicht an, dass man alle schlechten Eigenschaften dem Alter zuschiebt. Gewiss gibt es unangenehme Charakterveränderungen, die dem Alter à conto geschrieben werden müssen, aber es gibt halt auch schwierige alte Menschen, die von Geburt an mit einem schwierigen Charakter ausgestattet waren. Bei einem Kind oder Jugendlichen hofft man, es werde eine Wandlung zum Besseren eintreten. Bei einem Betagten hört es mit der Hoffnung auf. Das ist der Unterschied. Dass alte Menschen, die sich ihrer Haut nicht mehr wehren können, hie und da schlecht behandelt werden, ist kein Novum unter der Sonne. Dass sie umgekehrt, wenn sie die Möglichkeit dazu haben, ihre Angehörigen tyrannisieren und schikanieren, kommt im Einzelfall eben auch vor. Selbstverständlich muss man die junge Generation dahin beeinflussen, den Betagten mit Respekt zu begegnen und ihnen, wo es nötig ist, hilfreich beizustehen. Indessen wissen wir ja, dass vernünftige Ermahnungen und Vorstellungen längst nicht immer auf fruchtbaren Boden fallen.

Dr. Roth glaubt, dass hinter der mehr oder minder leisen Verachtung der Betagten als Motiv die Angst vor dem eigenen Alter stecke. «Wir sehen, wie schwer es die meisten Betagten im Leben haben, wir wenden uns ab, weil wir möglichst nicht daran erinnert werden möchten. Wir wollen alle noch jung sein und stossen die Glieder der ältesten Generation damit immer mehr aus dem Schoss der Volksgemeinschaft aus. Je mehr wir die Beziehungen zu ihnen abbrechen oder verfälschen, um so schwieriger wird ihre Lage, um so mehr haben wir selbst Angst vor dem Alter. Wir stecken mitten in einem Teufelskreis, aus dem es scheinbar keinen Ausweg gibt. Und doch müssen wir einen Ausweg finden, weil die Betagten so untrennbar zur Gemeinschaft, auch zur modernen Gemeinschaft, gehören wie das Alter zum Lebenslauf jedes Menschen, der nicht infolge Krankheit oder Unfalls vorzeitig aus dem Leben scheidet.» Meines Erachtens ist dies nur beschränkt richtig. Junge Leute denken sowieso nicht daran, wie es sein wird, wenn sie mal alt

sind. Ueber das Alter denkt man in der Regel erst nach, wenn man selber auf die ältere Seite rutscht. An die materielle Sicherung im Alter denken vernünftige junge Menschen beizeiten, obzwar auch das sich geändert hat, indem jüngere Leute heute damit rechnen, dass die AHV zur Vollpension ausgebaut werden wird, so dass sich diese Sorge weitgehend erledigt. Die Furcht vor dem Alter setzt sich nach meinem Dafürhalten aus der Angst vor schweren und chronischen Krankheiten, aus Befürchtungen, schwer leiden zu müssen, geistig oder körperlich gebrechlich zu werden, zusammen. Wie mir eine alte Frau sagte: «Ich fürchte mich nicht vor dem Tod, ich fürchte mich vor dem Sterben.» Sie starb zum Glück rasch und sanft.

Eine Feier:

## 25 Jahre Baugenossenschaft Vitasana Zürich

25 Jahre sind vergangen, seitdem einige weitsichtige Männer die Baugenossenschaft Vitasana in Zürich 11 gründeten. Somit erging an die ganze Genossenschaftsfamilie die Einladung, am 22. November an dieser Feier teilzunehmen. Recht zahlreich folgten die Genossen-schafter dieser Einladung.

Nach dem schmackhaften Essen ergriff unser verdienter Präsident der Genossenschaft, A. Baumann, das Wort. Mit trefflichen Worten erinnerte er an die Gründung der Genossenschaft in sehr schweren Kriegsjahren. Vom kleinen Pflänzchen sei die Genossenschaft zu einem starken Baum herangewachsen, und eine grosse Genossenschaftsfamilie habe in dessen «Geäst» eine schöne Heimstätte gefunden. Dankbar gedenken wir heute der Gründer. Bestimmt hatten sie manche schwierige Situation zu meistern, und heute sind wir diejenigen, die die Früchte all dieser Mühe und Arbeit ernten. Zwischen und nach den Ehrungen von Verwaltung und Koloniekommision erfreute uns die Jugendmusik Zürich 11 mit flott vorgetragenen Musikeinlagen. Später folgte ein Unterhaltungsprogramm, und man darf sicher behaupten, dass die Koloniekommision mit der Auswahl der verschiedenen Künstler ins Schwarze getroffen hat. Eine Tombola durfte natürlich an diesem Abend nicht fehlen, und im Nu waren die Lose ausverkauft. Nachdem das Unterhaltungsprogramm Bild für Bild abgerollt war, durfte das Tanzbein geschwungen werden. Dies wurde dann bis zum Ausklang des Abends ausgiebig gemacht.

Der Feier zum 25jährigen Bestehen war somit ein voller Erfolg beschieden. Allen, die dazu beigetragen haben, sei auch an dieser Stelle recht herzlich gedankt. M.L.

## Die Demokratie in den Wohngenossenschaften

Die Krise des Gemeinschaftsgefühls, die in vielen Organisationen, im gesellschaftlichen Zusammenleben zu spüren ist, macht auch vor den Wohngenossenschaften nicht halt. Das Interesse der Mitglieder an den Zielen und Aufgaben der Wohngenossenschaft wachzuhalten und zu fördern, den Gedanken der Genossenschaft in immer breitere Schichten zu tragen, gehört heute zu den Haupt-sorgen wohngenossenschaftlicher Arbeit.

An einer in Hamburg durchgeführten Wohnungskonferenz des Internationalen Genossenschaftsbundes (IGB) entwickelte A. Kerspenn, Direktor der Société Nationale des Cités Coopératives, Frankreich, einige Ideen zur Förderung und Erhaltung der Demokratie in den Wohngenossenschaften. Er denkt vor allem an folgende Richtlinien einer weitsichtigen Mitgliederpolitik:

1. Weckung und Pflege der aktiven Verantwortung der Mitglieder für die Leitung und die Administration der Genossenschaft. Dazu gehören nicht zuletzt die Mitarbeit auf sozialem Gebiet und das finanzielle Engagement.
2. Gewinnung der Mitglieder zur aktiven Beteiligung an den verschiedenen Tätigkeiten der Genossenschaft — gemäss den individuellen Fähigkeiten des einzelnen. Die einen interessieren sich für die Fragen des Bauwesens, andere für die Organisation des Spars, und wieder andere haben pädagogische Interessen und beteiligen sich an den für Kinder und die Freizeit geschaffenen Einrichtungen.
3. Beibehaltung der auf den Verbraucher, den Menschen ausgerichteten Struktur der Wohngenossenschaften, um auf diese Weise zu vermeiden, dass die «Technokraten» ein Uebergewicht erhalten.

**Freundlichkeit ist die beste Lebenswürze, denn sie macht das ganze Leben sehr viel schmackhafter**